

16. Mai 2020

Predigt am 6. Sonntag der Osterzeit

Eine der schönsten Erfahrungen meiner Jugend durfte ich in einer Jugendgruppe sammeln. Es gab einen Jugendraum, wir hatten Schlüssel und nahezu unbegrenzten Zugang. Und natürlich gab es Regeln, es gab sogar Verbote. Aber das Schönste war: Ich hab diese Regeln nie als eng oder unfair empfunden. Das Schönste war die Freiheit, die wir dort hatten. Wir durften einfach sein...

Gesetze, Verbote und Regeln. Sie bestimmen unser Leben und sie haben ihre eigene Sprache. Sie sprechen im Imperativ. In einem Gesetz steht, was man soll und muss. Es gibt den virologischen Imperativ unserer Tage. Er lautet: bleib daheim! Es gibt auch den Imperativ der 10 Gebote: Du sollst! Nicht lügen, nicht stehlen!

Ein Imperativ ist laut; er drängt mich, das Geforderte einzuhalten. Ein Imperativ macht mich verantwortlich, aber er engt mich auch ein. Was ich tun *muss*, kann ich nicht selbst entscheiden. Der Imperativ des Gesetzes kann mir die Freiheit nehmen!

Deshalb sollten alle, die darüber bestimmen, wissen, was sie nehmen. Und sie sollten Geben lernen. Ein „du darfst“ ist viel, viel mehr als ein „du musst“.

In der Bibel wird erzählt, wie Jesus so mit den Gesetzen ringt. Er kritisiert das Gesetz: **„Das Gesetz ist für den Menschen da und nicht der Mensch für das Gesetz.“** (vgl. Mk 2,28) Aber Jesus hebt die Gebote auch nicht auf: Er mahnt, er fordert. Aber er gibt jedem Gebot einen Rahmen. Er strickt diesen Rahmen um alles, was verboten und geboten wird. Liebe heißt dieser Rahmen.

Heute im Evangelium: **„Wenn ihr mich liebt, werdet ihr diese Gebote halten.“** (Joh 14,15)

Anders gesagt: Das Gesetz Jesu ist ein Gesetz, das nicht zwingt. Das Gesetz der Liebe zwingt nicht. Wer einen Menschen liebt, der zwingt nicht.

Aber vor der Liebe stellt sich das gleiche Dilemma, wie beim Einfordern von Gesetzestreue. Liebe kann man nicht verordnen. Eltern können ein Lied davon singen. Mir ist da immer der Satz einer Kollegin im Ohr, wenn wir gemeinsam Taufvorbereitung mit Eltern gestaltet haben. Auf die Aussage von Eltern, dass sie sich sehnlichst ein gutes Verhältnis zu ihrem Kind wünschen, hat sie geantwortet: **„Dann müssen sie etwas dafür tun!“** Wer Liebe erwartet, muss Liebe schenken.

Sie merken es: Schon wieder dieses Dilemma. Wer Liebe erwartet, muss Liebe schenken – und doch lässt sich Liebe nicht verordnen. Das Fordern von Liebe widerspricht der Liebe. Wer einfordert, bleibt kalt und wo Kälte ist, kann nicht Wärme entstehen.

Gegen diese Kultur der Kälte ist das Christentum entstanden: Christen glauben an einen Gott, der nicht etwas fordert, was er nicht schon längst geschenkt hätte. Ein Gott der Wärme schenkt, eine Wärme, die unendlich ist, die keine Kälte kennt. Dieser Gott verzichtet darauf, zum Guten zu zwingen. Dieser Gott schenkt eine Liebe, die das Gute möglich macht. Anders gesagt: Wenn Liebe da ist, wird Liebe möglich. Familien können auch davon ein Lied singen.

Wo Liebe ist, wird Liebe möglich.

Überall wo das gelingt, braucht es keine Gesetze. Überall wo ich selbst sehe, was ich darf, wo ich **Verantwortung wahrnehme, wo ich liebe und lebe, überall dort brauche ich kein „du musst“ und kein „du sollst“**. Dort genügt ein: „Du bist“ und „du darfst“.

Aber bleiben wir realistisch. Es braucht beides. Regeln, wir Freiheit. Regeln regeln etwas, was wir alle brauchen: Sicherheit.

Damit Regeln aber nicht eng werden, gibt es eine Überprüfung, die jede Regel durchlaufen muss. „Den Geist der Wahrheit“ (Joh 14,16) – oder schlicht: Liebe.

Und da denk ich an meine Jugendzeit – und ich bin dankbar, dass ich Erzieher und Lehrer und Eltern hatte, die sich davon leiten gelassen haben.
Amen.

Benjamin Sigg, Pastoralreferent